

eine Menge des Anregenden und Belehrenden. Besonders wertvoll wird das Buch durch eine Reihe Aufsätze über die noch sehr wenig bekannte armenische Litteratur („Das älteste armenische Theater“, „Die Frau in der armenischen Dichtung“, „Byron auf der Bazarusinsel“ u. a.).

Deutsche Leser wird es interessieren, zu erfahren, daß eine ihrer bedeutendsten Landsmänninnen zur Heldin eines russischen Dramas gemacht worden ist. „Caroline Neuber“ betitelt sich ein Trauerspiel der Georges Sand-Biographin W. Karewin, das Ende Oktober in Petersburg aufgeführt wurde, ohne viel Beifall zu finden. Das Stück soll larmoyant und langweilig, die Heldin unter den Händen der Verfasserin zu verkrachten Schmieremutter geworden sein. Sonst ist von Bühnennovitäten nichts zu berichten. Auch in die deutsche Presse sind Gerüchte über ein neues Drama von Leo Tolstoi gedrungen. Aus durchaus zuverlässiger Quelle kann ich darüber folgendes mitteilen. Das Drama trägt den Titel „Der Leichnam“ und behandelt einen Kriminalfall, der vor mehreren Jahren in Moskau viel Staub aufwirbelte. Doch ist der Dichter über den ersten Entwurf noch nicht hinausgekommen, und alles Gerüchte, daß das Stück schon in diesem Jahre auf der Bühne und im Druck erscheinen soll, ist angesichts der bekannten Arbeitsmethode Tolstois durchaus unbegründet.

Moskau.

Arthur Luther.

### Belgischer Brief.

Einen einseitigen Artikel über belgische Litteratur im allgemeinen schreibt A. Goffin in „Durandal“ (8). Die belgische „Seele“, wovon so viel die Rede gewesen, sei ein Mythos. Eine eigenartige und selbständige belgische Litteratur könne nur aus der Verschmelzung der beiden Rassen — der flämischen und wallonischen — entstehen; eine solche Vereinigung sei jedoch ganz undenkbar. Die Thatsache, daß in einzelnen Städten, wie z. B. Brüssel, die Neizigen überwiegen, dürfe hierüber nicht täuschen. Beide Landesteile behielten nichtsdestoweniger streng ihre eigenen Ueberlieferungen und Charaktermerkmale; ihr Genius sei gänzlich verschieden. Eine wirkliche litterarische Bewegung besäße Belgien übrigens erst seit dem Jahre 1880.

Nicht ohne Begründung ist die hier oft gemachte Behauptung, es sei ein Skandal notwendig, um die Aufmerksamkeit des belgischen Publikums auf die Litteratur zu lenken. Voriges Jahr war es die Plagiatsgeschichte von des Ombiaux-Bandello (s. ZG. I, 811), die auf einmal die Litteratur in den Vordergrund des Interesses rückte, dieses Jahr hat der gegen G. Gekhoud und E. Vemonnier angehängte Prozeß in noch höherem und berechtigterem Maße dafür geforgt (vgl. Heft 5, Sp. 317). Von Gekhoud wurde der das Problem der Homosexualität behandelnde Roman „Escal Vigor“, von E. Vemonnier das obichon nichts Abnormes enthaltende, jedoch als zu kraß sinnlich erachtete Werk „L'homme en amour“ vor den brügger Gerichtshof gezogen. Die Verhandlungen wurden geheim gehalten. Der Prozeß endigte mit der Freisprechung beider Angeklagten. Bemerkenswert ist, daß das Gericht das Urteil zwier Universitätsprofessoren der Psychiatrie einzog, die sich beide gegen Gekhoud äußerten. Außerdem stand auf Seiten der Anklage der Kritiker der konservativen „Revue générale“ E. Gilbert, während hingegen eine ganze Schar belgischer Schriftsteller als Zeugen für die Angeklagten eintreten. In seiner Verteidigung, die teilweise im „Mercure de France“ (126) zu finden ist, berief sich Gekhoud fast ausschließlich auf die in Deutschland in letzter Zeit so stark angewachsene Litteratur über den von ihm behandelten Fall, auf die von Dr. Magnus Hirschfeld geführte Propaganda zur Abschaffung des 175. Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuches; auch behauptete er, viele Ermittigungs- und Beglückwünschungsbriefe aus Deutschland empfangen zu haben. Namentlich Goethe half ihm dem Vorwurf die Spitze brechen,

daß in seinen Romanen zwei junge Leute sich auf den Mund küßten. Zwei Stellen aus „Wilhelm Meister“, eine aus „Werther“, eine aus dem zweiten Faust führte der Verfasser zu seiner Verteidigung an, sowie auch einen Passus aus Tolstois, des „orthodoxen und evangelischen“ Schriftstellers, des „Weisen und Heiligen“, „Auferstehung“.

Der Erfolg des Tages ist in Belgien wie in Frankreich der Roman „Quo Vadis“ von H. Sienkiewicz. Die Urteile lauten fast ausschließlich begeisterungsvoll. Nur die streng konservativ-katholische Kritik findet Anstoß an den etwas freien Schilderungen römischer Verwufung. Diesen Janeniten der Kritik sagt der fortschrittliche Abbé J. Moeller in „Durandal“ (9): „Ihrer Meinung nach ist alles verboten, was die Unwissenheit eines fünfzehnjährigen Knackfisches in Verwunderung setzen kann. Die Erzählungen des braven Kanonikus Schmid müßten für alle litterarischen Schmause ausreichen. Alles ist ihnen ein Stein des Anstoßes. Bei jeder Gelegenheit breiten sie das Schnupftuch von Tartuffe aus. Sie wollen dem katholischen Schriftsteller das ganze Gebiet der Leidenschaft verschließen. Von dem aus Geist und Fleisch zusammengesetzten Menschen wollen sie in der Kunst nur den Geist anerkennen. Vor jedweder Kraft scheuen diese Verfechter der Natur zurück. Ihr Traum ist eine Eunuchenlitteratur.“ Was sagen Sie dazu, Herr Veremundus?

Die Wallonen haben am 5. November ihren besten Lustspieldichter Ed. Remouchamps (geb. zu Lüttich 1834) begraben. Er schrieb drei Lustspiele in wallonischem Dialekt, wovon eines, „Tati P'Pariqui“ (Tati der Perrückenmacher), eine ungeheure Beliebtheit erlangte, über zweihundertmal gespielt wurde, selbst über die Grenzen Belgiens hinaus, namentlich in Paris und Malmby. Dieser Tati ist ein bescheidener Friseur, der das große Los gewonnen zu haben glaubt und nunmehr von Größenwahn und Luxusliebe besessen ist. Diese ganz gewöhnliche Lustspielfigur versetzt Remouchamps in ein echt lütticher Milieu, giebt seiner Großmannsucht und Eitelkeit die gute Laune, den volkstümlichen Accent, alle die pittoresken Redensarten, in denen das Temperament des wallonischen Volkes sich so trefflich ausdrückt. Neben Tati steht seine Schwester Tonton, die grundverständige, frei und grob von der Leber wegsprechende Frau. Gut gezeichnet ist auch eine Schmaroher- und Hummerfigur, der abgesetzte Schullehrer Matrognard. — Einen anderen wallonischen Dialektidichter, Nic. Defrecheux, der im Jahre 1874 in Lüttich starb und der größte Lyriker der wallonischen Litteratur ist, behandelt ausführlich und liebevoll Pfarrer Cuppens in „Dietsche Waraade en Belfort“ (11) mit gelungenen flämischen Uebersetzungen seiner Gedichte. Defrecheux hatte das unergleichliche Glück, daß seine Lieder sofort zu Volksliedern wurden. Wie Conscience sein Volk lehrte, so lehrte Defrecheux sein Volk singen, und dessen Liederschatz ist größtenteils von ihm; um zu einem solchen Resultate zu kommen, muß schon etwas in den Liedern stecken. Auffallend für den Deutschen ist das tief innige, oft sogar bis zur Sentimentalität gesteigerte Gefühl, das uns aus diesen Liedern anweht; sie mitten den Deutschen ganz heimisch an, die Gefühlswelt, die sich darin ausdrückt, ist deutsch, und daß sie trotzdem im wallonischen Volke populär werden konnten, zeigt deutlich, wie viel germanisches Blut noch in diesem Volke steckt. In Frankreich wäre die Volkstümlichkeit dieser Lieder undenkbar. Das berühmteste Lied von Defrecheux, das jeder Wallone auf den Lippen hat, ist „Loyiz-m'ploré“ (Laß mich weinen), ein tiefinniges Klagegedicht eines Jünglings über den Tod seiner Braut.

Deselben Pfarrers Cuppens Ende vorigen Jahres erschienene Liederantologie „Verzekens“ (Gent, Siffer) befundet eine tiefinnige, reichbesaitete, allem Schönen offene Priesterseele, die mit Guido Gezelle, dem größten flämischen Dichter, viel Aehnlichkeit bietet und unter anderem das selbe tiefe Naturgefühl aufweist, verbunden mit einer bedeutenden Schilderungsgabe, die be-

sonders in den anschaulichen Stimmungsbildern aus der limburgischen Heide auftritt. Große Hoffnungen erweckt auch das sich in einer kleinen Sammlung von Volkserzählungen „Lenteleven“ (Maldeghem, De Lille) ankündigende Talent des jugendlichen Stijn Streuvels, eines Handwerkers aus West-Flandern, das eine scharfe Beobachtungsgabe verrät, ein inniges sich Hineinleben in das Wesen der dort geschilderten Naturmenschen zeigt und eine Sprachgewalt, die sich stellenweise in bezaubernden Klangalereien ohne Gefuchtheit kundgibt. Stijn Streuvels Auffassung und Schreibweise sind durchaus realistisch.

Eine bedeutende jugendliche Talentprobe giebt auch G. Virrès in seinem soeben erschienenen Romane „La bruyère ardente“ (Bruxelles-Paris, Vromont) ab. Virrès gehört zu der kleinen Schar belgischer Dichter, die in einem eigentümlichen Französisch ihre einfachen und starken Gefühle von tief mit der mütterlichen Erde verwachsenen Vlaemen wiedergeben. Die bruyère ardente ist die limburgische Heide, die Personen die dort lebenden flämischen Bauern. Scharf gezeichnet sind einzelne Typen, wie der auf seine Erde wild-eifersüchtige Bürgermeister Liebers, der überall seine Nase hineinsteckende, lächerlich-schamhafte Sakristan u. a.; Kirmes-Prügelei- und Naturschilderungen sind kräftig und anschaulich. Ein mystisch-symbolischer Zug geht durch das ganze Werk; der Verfasser fühlt und denkt katholisch.

Mit leider allzu stark ausgesprochener Rührseligkeit schildert M. Renard in „Terre de misère“ (Bruxelles, G. Valat) das Leben der hennegauer Köhler. Der Verfasser hat es eher auf Erweckung des Mitleids mit diesen Menschen, als auf scharfgeprägte Charakterschilderung abgesehen. Trotzdem sind diese Schilderungen aus dem interessanten „schwarzen Bande“ dankbar hinzunehmen. — Mit dieser Uebersicht über den neuesten belgischen Dorfroman müssen wir uns für den Augenblick begnügen, Werke anderer Gattung für den nächsten Brief ersparend.

Die bedeutendste Erscheinung der kritischen Litteratur in Belgien ist das Werk von G. Frédéricx, dem langjährigen Kritiker der „Indépendance belge“, betitelt: „Trente ans de critique“ (zwei Bände, Paris, Hetzel; Brüssel, Lebègue). Eine Fülle von Charakterbildern besonders französischer Schriftsteller, meist euläufig ihres Todes geschrieben, sind darin vereinigt. Auch Sophokles, Shakspeare, Ibsen, die Meininger u. a. kommen daselbst zur Besprechung. Der Kritiker ist eine sympathische Erscheinung mit einem etwas schelmischen Zug; im großen ganzen ein Schüler von Sainte-Beuve.

Die bescheidene Veröffentlichung des deutsch-belgischen Vereins „Deutsch-Belgien“ (Arel, Willems), dessen zweiter Band kürzlich erschienen, will ich nicht unerwähnt lassen. Dieser Band enthält außer dem Bericht über die Thätigkeit des Vereins eine längere, volkstümliche Abhandlung vom Unterzeichneten über die deutsche Spruchdichtung und eine Geschichte der areler Kirche von Prof. G. Kurth.

Die bereits hier erwähnte Arbeit über das „Vandleben in der Litteratur“ setzt Fr. Belpaire in „Dietsche Warande en Belfort“ fort und behandelt ausführlich „Adam Bede“ von G. Eliot (7) und „The days of Auld langsyne“ von Jan Maclaren (10). — Van Keymeulen bespricht in der „Revue générale“ die Poesie der Buren (2), und H. Bordeaux giebt ebenda (5) einen guten Ueberblick über das zeitgenössische französische Theater. — In der „Germania“ veröffentlicht Prof. Dr. Fritsche eine ausführliche Arbeit über „Die französische Kriegsliteratur des Jahres 1870/71 in ihrem Verhältnis zur gleichzeitigen deutschen“ (II, 10, bis 12; III, 1), und ebenda (III, 1) beginnt H. Straeger einen Aufsatz über „Wilhelm Busch als Dichter und Symbolist“.